

Davide Giuriato / Sandro Zanetti Von der Löwenklaue zu den Gänsefüßchen. Zur neuen Edition von Nietzsches handschriftlichem Nachlaß ab Frühjahr 1885

Lesarten des Authentischen

„Erkenntniß ist Fälschung des Vielartigen u Unzählbaren zum Gleichen, Ähnlichen, Abzählbaren.“¹ Will man mit Nietzsches erkenntniskritischer Aussage aus dem Notizheft N VII I, der man in der jetzt vorliegenden neuen Edition gleich zu Beginn begegnet, editorische Erkenntnisleistungen in bezug auf ihre Entstehungsumstände beurteilen, so werden sie in jenem stets neu auszumessenden Spannungsfeld von Authentizität und Falsifizierung, in welches sich jede editorische Arbeit begibt, die notwendigerweise eine Tätigkeit der Übersetzung und Vermittlung ist, zu beschreiben sein. Die Bemühung um authentische Wiedergabe des Überlieferten, der man in der wechselvollen Geschichte der Nietzsche-Editionen immer wieder begegnet, ist dabei, wie die neue von Marie-Luise Haase und Michael Kohlenbach bestellte Ausgabe darlegt, umso angemessener, je mehr sie die Idealität ihres Anspruches an ihre historisch situierbare Perspektive auf den zu tradierenden Gegenstand bindet und ihre darstellungstechnischen Absichten in bezug auf ihre eigenen Erkenntnisinteressen offenlegt.

Angesichts der beispiellosen Geschichte des editorischen Umgangs mit Nietzsches späten Notizen, der in der Text-Kompilation seiner nachgelassenen Aufzeichnungen der Jahre 1885 bis 1889 durch dessen Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche zu seinem angeblichen Hauptwerk „Der Wille zur Macht“ geführt und die Rezeption ein ganzes Jahrhundert in entscheidender Entstellung des Nachlasses mitbestimmt hat,² war es aus überlieferungsethischer Notwendigkeit zu begrüßen, daß die Frage nach einer möglichst authentischen Wiedergabe des Nachlasses ins Zentrum einer weitgehend auch editionspolitisch und

1 KGW IX/1, 3. – Friedrich Nietzsche, *Werke*. Kritische Gesamtausgabe. Begründet von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Weitergeführt von Wolfgang Müller-Lauter und Karl Pestalozzi. [=KGW]. Neunte Abteilung. Der handschriftliche Nachlaß ab Frühjahr 1885 in differenzierter Transkription, bearbeitet von Marie-Luise Haase, Michael Kohlenbach, Johannes Neining, Wolfert von Rahden, Thomas Riebe und René Stockmar unter Mitarbeit von Dirk Setton (Berlin, New York 2001).

2 Vgl. Wolfram Groddeck, *Fälschung des Jahrhunderts*. Zur Geschichte der Nietzsche-Edition, in: *du, die Zeitschrift der Kultur* (1998), Heft Nr. 6, 60-61 und Wolfgang Müller-Lauter, „Der Wille zur Macht“ als *Buch der ‚Krisis‘ philosophischer Nietzsche-Interpretation*, in: *Nietzsche-Studien* 24 (Berlin, New York 1995), 223-260.

-historisch gehaltenen Diskussion getreten ist. So ist es den Begründern der *Kritischen Gesamtausgabe*, Mazzino Montinari und seinem Lehrer Giorgio Colli, zu verdanken, daß nicht eine präsupponierte und erfundene Intention Nietzsches, sondern das tatsächlich Geschriebene zur Richtlinie ihrer Ausgabe wurde, die augenscheinlich das Scheitern von Nietzsches Buchprojekt „Der Wille zur Macht“ erkennen ließ. Damit wurde nicht nur die Möglichkeit zur kritischen Revision dieses angeblichen *Werkes* und seiner Rezeptionsgeschichte,³ sondern auch Gelegenheit zur ästhetischen Neueinschätzung von Nietzsches Aufzeichnungen gegeben, die sich mit dem „mehr als dubiosen Begriff ‚Hauptwerk‘“⁴ nicht mehr fassen ließen:

Uns bleibt neben seinen Schriften und Werken sein Nachlaß. Dieser Nachlaß ist im wahrsten Sinne des Wortes ein verpflichtendes Erbe, da Nietzsches Fragestellungen, sei es in seinen Werken, sei es in seinen fragmentarischen Aufzeichnungen – beides als Ganzes betrachtet – auch heute noch bestehen bleiben. Im Sinne dieser Verpflichtung aber soll der handschriftliche Nachlaß in seiner authentischen Gestalt bekannt werden. Was den ‚Willen zur Macht‘ betrifft, so ist nach der philologischen Erschließung des Nachlasses von 1885 bis 1888 der Streit um das angebliche Hauptwerk gegenstandslos geworden: Die Nietzsche-Forschung kann hier zur eigentlichen Tagesordnung übergehen.⁵

Daß nach Montinaris unerwartetem Tod 1986 die Forderung⁶ und Frage⁷ nach authentischer Wiedergabe erneut gestellt wurde, zeigte an, daß Montinaris Editionspraxis in ihrem Versuch, Nietzsches Niederschriften in *chronologischer* Anordnung zu rekonstruieren, mit ihrerseits fragwürdigen Kategorien operiert hatte, durch welche aus Nietzsches schwer lesbaren Notizen, Aufzeichnungen und Entwürfen linearisierte Texte in Form von *Vorstufen* und *Fragmente*

3 Vgl. Mazzino Montinari, *Nietzsches Nachlaß von 1885 bis 1888 oder Textkritik und Wille zur Macht*, in: Ders., *Nietzsche lesen* (Berlin, New York 1982), 92–119, hier 94: „Selbstverständlich findet man das Thema [des Willens zur Macht] auch in früheren Manuskripten (ab 1880), wie auch dieses Thema des Willens zur Macht in den erwähnten Manuskripten vom Jahre 1885 nicht allein besteht. Der historische Sinn, die Erkenntnis als Fälschung zur Ermöglichung des Lebens, die Kritik der modernen moralischen Tartüfferie, der Philosoph als Gesetzgeber und Versucher neuer Möglichkeiten, die sogenannte ‚große Politik‘, die Charakterisierung des ‚guten Europäers‘: all diese Themen und andere mehr finden wir in den Heften und Notizbüchern aus dieser Zeit ausgeführt. Nietzsches Nachlaß gibt sich auch in diesem Fall als das, was er im wesentlichen ist: ein intellektuelles Tagebuch.“

4 Montinari, *Nietzsches Nachlaß*, (Anm. 3), 102.

5 Montinari, *Nietzsches Nachlaß*, (Anm. 3), 118f.

6 Wolfram Groddeck, Michael Kohlenbach, *Zwischenüberlegungen zur Edition von Nietzsches Nachlaß*, in: *TEXT 1* (1995), 21–39, hier 23: „Denn die Editorik hat, wenn auch in diesem Punkt nicht von Nietzsche, durchaus gelernt: Maßgeblich für sie ist nicht mehr nur die eventuell zu eruiende Intention des Autors, sondern vor allem die Authentizität seiner Texte.“

7 Groddeck, Kohlenbach, *Zwischenüberlegungen zur Edition von Nietzsches Nachlaß*, (Anm. 6), 25: „Aber auch hier ist zu fragen, ob unter Authentizität ein definierbarer idealer Grenzwert vorgestellt werden soll, der in der konkreten Realisation nur mehr oder weniger, also asymptotisch erreicht werden kann. Denn die explizit oder implizit definierte Authentizität ist doch wohl abhängig von der eingenommenen Erkenntnisperspektive, in der das zu tradierende historische Phänomen allererst gegeben ist.“

entstanden sind.⁸ Die textkonstituierende Behandlung von Nietzsches Aufzeichnungen basierte dadurch auf einer Interpretationsfolie, die dem Anspruch, die „authentische[...] Gestalt“ zugänglich zu machen, nicht genügen konnte. Der Anteil des Uneingelösten in Montinaris Anspruch wirkte bei der Einrichtung der Abteilung IX der *KGW*, bei der nun auf computertechnische Neuerungen zurückgegriffen werden konnte, um Nietzsches Notizhefte „in differenzierter Transkription“ vorzustellen, weiter und gab Anlaß zur Formulierung und Umsetzung gänzlich neuer editorischer Darstellungsprinzipien: Anstelle des chronologischen tritt nun ein topographisches Prinzip,⁹ anstelle textkonstituierender Bemühungen wird der Akzent auf die Notwendigkeit möglichst genauer und vollständiger Dokumentation des Blatt für Blatt *materialiter* Vorliegenden gelegt.¹⁰

Freilich zeichnet sich auch die neue Ausgabe mit ihrer dokumentarischen Akzentsetzung – die Abteilung IX der *KGW*, von der nun die ersten drei Bände (dreizehn sind insgesamt geplant) vorliegen – nicht durch eine endlich *erreichte* Authentizität in der Wiedergabe aus, wohl aber durch die reflektierte Exposition der diesbezüglichen Grenzen¹¹ und eine bestechende Transparenz im deutlich artikulierten Bemühen, die Prinzipien der Darstellung – und hiermit ist zunächst die differenzierte Transkription gemeint – offenzulegen. Im Blick auf

8 Vgl. Wolfram Groddeck, *„Vorstufe“ und „Fragment“*. Zur Problematik einer traditionellen textkritischen Unterscheidung in der Nietzsche-Philologie, in: Martin Stern (Hrsg.), *Textkonstitution bei mündlicher und bei schriftlicher Überlieferung* (Tübingen 1991), 165–175. – Zahlreiche Aufzeichnungen aus Nietzsches Nachlaß, die im Rahmen der neuen Edition für die einzelnen Hefte nun vollständig vorliegen, wurden deshalb noch nicht publiziert, weil sie als „Vorstufen“ für den Apparataband vorgesehen waren, den Montinari vor seinem Tod aber nicht mehr bewerkstelligen konnte. Der Publikationsort für alle übrigen Notizen, die sich auch als Briefentwürfe nicht sinnvoll in die Ausgabe einordnen lassen (z. B. Einkaufszettel), erschließt sich den Benutzern der bislang vorliegenden Bände nicht.

9 Vgl. Groddeck, Kohlenbach, *Zwischenüberlegungen zur Edition von Nietzsches Nachlaß*, (Anm. 6), 35: „Die Basis der von uns angestrebten Neuedition des ‚späten Nietzsche‘ bestünde also aus der Transkription sämtlicher Aufzeichnungen Nietzsches in der räumlichen Anordnung der Handschriften, mit allen Verschreibungen, Streichungen und Korrekturen Nietzsches – also nicht mehr in der bereinigten Form linearer Texte. Die Transkriptionen sollen durch eine breite Auswahl von Faksimiles begleitet werden; nicht nur, um Fälle von strittigen Entziffer-

ungen offenzulegen, sondern auch, [...] um auf den Eigencharakter des Handschriftlichen konsequent hinzuweisen.“

10 *KGW IX/1*, XII: „Wir hoffen, mit unserer Dokumentation den an Nietzsches Nachlaß Interessierten eine verlässliche Forschungsgrundlage anzubieten; und wiewohl wir andere Darstellungsweisen favorisieren, glauben wir doch, damit auch Montinaris Intention einzulösen, nämlich den ‚handschriftliche[n] Nachlaß Nietzsches in seiner authentischen Gestalt bekannt werden‘ zu lassen.“ (*Vorwort der Abteilungsberausgeber*).

11 Dies zeigt sich insbesondere in der Beurteilung der Transkription. Gerade die forcierte Differenzierung im Druckbild macht augenfällig, in welcher Weise bereits in der Umsetzung von Handschriftlichem in typographischen Satz, zumal bei der schwierigen Leserlichkeit von Nietzsches Handschrift, Interpretation und Übersetzung im Spiel sind, worauf die Herausgeber eigens hinweisen: „Die Wiedergabe von Handschrift im typographischen Satz ist auch bei einer auch noch so differenzierten Druckgestaltung nicht als Abbildung (‚mimesis‘), sondern eher als Resultat einer Übersetzung (‚interpretatio‘) von einem polymorphen in ein stereotypes Schreibsystem zu verstehen.“ (*KGW IX/1*, XV) (*Editorische Vorbemerkung*).

die Transkription ist diese Transparenz im Sinne der Offenlegung der Darstellungsprinzipien nun weitgehend dadurch gewährleistet, daß der Ausgabe die Faksimiles sämtlicher Manuskriptseiten, die im Druck in differenzierter Transkription vorliegen, als PDF-Datei auf CD-ROM beigelegt sind. Die Faksimiles können also (wo ein Computer vorhanden ist) jederzeit zur Kontrolle der Transkription, darüber hinaus aber auch zur Veranschaulichung und zum Studium der Eigenart des Handschriftlichen herangezogen werden.

Die Transkription erreicht einen Präzisionsgrad in ihrer Darstellung, der zur Zeit einmalig ist.¹² In ihrer vorbildlichen Radikalität ist sie weit mehr als eine Lesehilfe zu den Faksimiles, stellt aber gerade dadurch vor die Frage, ob nicht die analytische Trennschärfe, die sie bei aller Binnendifferenzierung gleichwohl erst im Blick auf die Faksimiles gewinnen kann, durch den Umstand, daß diese nur in elektronischer Form beigegeben sind, Gefahr läuft, in der zwar keineswegs beabsichtigten, aber vom Druckbild her trotzdem suggerierten Evidenz des Typographischen aufgehoben zu werden. Ein Parallelabdruck der Faksimiles hätte gewiß geholfen, diesen Eindruck zu vermeiden. Er hätte zudem auch die praktische Arbeit mit dieser Ausgabe erheblich erleichtert.

Wenn erkannt ist, daß die Rede von der Authentizität nur als Forderung nach Offenlegung der Darstellungsprinzipien und möglichst genauer Dokumentation des jeweils vorliegenden Materials Sinn ergibt, und wenn darüber hinaus erkannt ist, daß jede editorische Tätigkeit bei der Transposition eines individuell-handschriftlichen Befundes ins Druckbild einer Transkription (und selbst eines Faksimiles) mit einem Informationsverlust (womöglich aber auch mit einem Informationsgewinn) zu rechnen hat, der nicht bedingungslos als Fälschung erscheinen muß, dann ist es nicht mehr die Frage, ob eine Wiedergabe nun authentisch ist oder nicht, die eine erhellende Perspektive auf eine Edition zu werfen vermag. Entscheidend ist dann vielmehr die Frage, welche Zugänge eine Ausgabe unter Berücksichtigung ihrer Dokumentationsansprüche auf das ihr zugrundeliegende Material zu gewinnen erlaubt und welchen Grad an Transparenz sie hierbei zu erkennen gibt. Im Blick auf die vorliegenden Bän-

12 Nicht nur der Aspekt des Topographischen ist in der Transkription berücksichtigt. Mit unterschiedlichen Schriften, Schriftgrößen, Farben und Farbsättigungsgraden werden insgesamt zwölf (und über ihre Kombination sogar noch weitaus mehr) Merkmale der handschriftlichen Vorlage im Transkriptionsfeld differenziert dokumentiert. Unterschieden wird zwischen deutscher und lateinischer Schreibschrift, zwischen verschiedenen Schreibwerkzeugen (Feder, Bleistift, Farbstift) und

ihrer Farbe, sowie – nach Möglichkeit – zwischen erster Niederschrift, Einfügungen und Zusätzen, späteren Einfügungen und Zusätzen bis hin zur „Tinte der letzten Korrektur“ (vgl. *KGW IX/1, XX*). Weitere Merkmale der handschriftlichen Vorlage (Anstreichungen, Durchstreichungen, Unterstreichungen etc.) werden ebenfalls im Transkriptionsfeld oder durch Zusatzhinweise an den Seitenrändern und in den Fußnoten vermerkt.

de der Abteilung IX kann dies heißen: Was bietet die Edition der Notizbücher in differenzierter Umschrift und Faksimilierung an Mehrinformationen gegenüber einer textkonstituierenden Ausgabe? Auf welche Aspekte macht sie aufmerksam, die zuvor verdeckt gewesen sind? Welchen Zugriff erlaubt sie etwa auf Nietzsches Schreibpraxis, und welchen Hindernissen begegnet dieser Zugriff? Fragen, die sich erst in der konkreten Arbeit mit der Ausgabe werden beantworten lassen. Fragen, denen aber schon deshalb eine Relevanz beizumessen ist (und hierin liegt bereits, ganz im Sinne ihrer Transparenz, ein Gewinn dieser Ausgabe), weil sie erst jetzt sich *stellen* lassen und eben dadurch auch neue, noch unabsehbare Möglichkeiten in der Erschließung von Nietzsches Nachlaß eröffnen, was denn im folgenden an einigen Punkten auch noch gezeigt werden soll.

Der texttheoretischen Einsicht, daß Nietzsches nachgelassene Notizhefte keine in sich geschlossenen *Texte* in linearer Lesbarkeit, sondern Resultate einer Schreibpraxis darstellen, in deren Wirren sich – nebst anderem – die versuchte, aber fehlgeschlagene Entstehung eines Werkes ablesen läßt, entspricht es, daß die Abteilung IX der *KGW* als Nachberichtband zu der 1974 von Colli und Montinari bestellten Abteilung VIII konzipiert ist. Nun gehört es durchaus zur Bedingung der Möglichkeit von Apparatbänden, daß sie erstens eine strikte Trennung von Text und Nicht-Text implizieren, und daß sie zweitens all das beherbergen (müssen), was die Konstituierung des Textes im Sinne der Nachvollziehbarkeit kommentiert und gleichzeitig *ex negativo* ausschließt. Befremdend wirkt gleichwohl der Umstand, daß die Abteilung IX immer noch im Rahmen einer Ausgabe erscheint, die vorgibt, Nietzsches *Werke* herauszugeben, ist doch die Bemühung der Herausgeber akzentuiert darauf gerichtet, Aufzeichnungspraktiken und Schreibprozesse zu dokumentieren, deren Dynamik gerade nicht mehr mit dem Werk-Begriff zu fassen ist.¹³ In welcher Weise sich diese Ausgabe aber tatsächlich von werkästhetischen Überlegungen verabschiedet, um eine dezidiert produktionsästhetische Perspektive auf Nietzsches Schreiben zu ermöglichen, sei hier an einem ersten Beispiel kurz exponiert. Einem Satz aus dem „Fragment“ I [42] in Montinaris Edition der „Nachgelassene[n] Fragmente“, der textgenetisch betrachtet die letzte Textstufe darstellt, ist hier der

13 Die Sensibilität für diese Fragen war freilich für die Entstehung dieser Edition durchaus leitend. Vgl. Groddeck, Kohlenbach, *Zwischenüberlegungen zur Edition von Nietzsches Nachlaß*, (Anm. 6), 24, die in diesem Zusammenhang Michel Foucault zitieren: „Aber nehmen wir an, daß man es mit einem Autor zu tun hat: ist alles, was er geschrieben hat, alles, was er hinterlassen hat, Teil seines Werks?“

Ein zugleich theoretisches und technisches Problem. Wenn man zum Beispiel an die Veröffentlichung der Werke Nietzsches geht, wo soll man Halt machen? [...] Aber wenn man in einem Notizbuch voller Aphorismen einen Bezug, einen Hinweis auf ein Rendez-vous oder eine Adresse oder eine Wäschereirechnung findet: Werk oder nicht Werk?“

entsprechende, als teilweise gestrichene Grundschicht lesbare Satz aus der jetzt vorliegenden Transkription beige stellt:

Gesetzt, ich begriffe ganz und gar, warum dieser Satz mir mißrieth, dürfte ich ihn darum nicht durchstreichen?¹⁴

Gesetzt, ich begriffe ganz u. gar, warum ~~ich diesen mißrathenen Satz schuf~~, dürfte ich ihn darum nicht durchstreichen?¹⁵

Das Unternehmen, Nietzsches Notizen mit der neuen Ausgabe vollständig zugänglich zu machen, ermöglicht nun nicht nur die Erschließung zahlreicher, bislang unpublizierter Aufzeichnungen und Briefentwürfe, sondern auch einen anschaulichen Zugang zu Nietzsches korrigierenden Eingriffen und Streichungen, die umso relevanter werden, wenn sie die eigene Tätigkeit des Streichens und mißrathenen Schreibens thematisieren. Die hier wiedergegebene diplomatische Transkription des handschriftlichen Befundes läßt nun zwar – im Vergleich – die Textkonstitution von Colli und Montinari textgenetisch nachvollziehbar erscheinen, sie eröffnet aber darüber hinaus dem Leser die Möglichkeit, angesichts Nietzsches thematischer Selbstreflexionen sogar eine Notwendigkeit darin zu sehen, die Streichungen mitzulesen: Der jetzt in der neuen Ausgabe lesbare, gestrichene Satz „~~warum ich diesen mißrathenen Satz schuf~~“ gibt immerhin zu bedenken, daß die Autorschaft als eine *schaffende* Intention in Zweifel gezogen wird. Der darüberstehende, ungestrichene Satz „warum dieser Satz mir mißrieth“ läßt besonders in der nun topographisch überblickbaren Ersetzung des Satzsubjekts – des *ichs* durch den *Satz* – die Eigendynamik des Schreibens selbst als Streichung schöpferischer Autorschaft erkennen. In der Streichung tritt gleichsam eine Poetik des Schreibens hervor, die ihre eigenen Entstehungsbedingungen und Fehlschläge – die gestrichenen und die ungestrichenen – sozusagen *schreibend* bedenkt. Darf man eine solche Streichung in textkonstituierender Praxis streichen, ohne in Kauf zu nehmen, daß dabei etwas mißrät?

Der Umstand, daß die neue Edition das Augenmerk auch im wörtlichen Sinne auf Nietzsches Schriftbild, auf die topographische Anordnung seiner Handschriften lenkt, erhellt nicht nur die allgemeine Schwierigkeit der Lektüre nicht-linearisierter Aufzeichnungen, die nur noch geübten Spezialisten zugäng-

14 *KGW VIII/1*, 16. Der Satz ist bei Montinari in folgendem Kontext zu lesen (ebd.): „Es ist ein Lieblingswort der Schlafen und Gewissenlosen tout comprendre c'est tout pardonner: es ist auch eine Dummheit. Oh wenn man erst immer auf das ‚comprendre‘ warten wollte: es scheint mir, man würde da zu selten zum Verzeihen kommen! Und

zuletzt, warum sollte man gerade verzeihen, wenn man begriffen hätte? Gesetzt, ich begriffe ganz und gar, warum dieser Satz mir mißrieth, dürfte ich ihn darum nicht durchstreichen? – Es giebt Fälle, wo man einen Menschen durchstreicht, weil man ihn begriffen hat.“

15 *KGW IX/2*, 153.

lich wären, sondern führt auch auf anschauliche und überprüfbare Art und Weise die schwierige Leserlichkeit und Lesbarkeit von Nietzsches Handschrift vor. Sie regt in der Bereitstellung einer breiten Materialgrundlage dazu an, jene Frage Montinaris erneut zu stellen: Was könnte heute, im Blick auf die neue Edition, *Nietzsche lesen* heißen?

Lesen, was Nietzsche schreibt

Es gehört wohl zu den Effekten einer jahrhundertealten Gewöhnung an die Linearität und Regelmäßigkeit von Druckbildern, daß der Umgang insbesondere mit handschriftlichen Hinterlassenschaften, die sich einer geregelten Verfestigung im Satz nicht – oder nicht umstandslos oder in ihrem vorläufigen Stadium *noch* nicht – gefügt haben, mehr Fragen aufwirft, als daß Antworten auf sie ohne weiteres schon formuliert werden könnten. Während sich – insbesondere im Zuge philologischer Bemühungen im Umkreis historisch-kritischer Ausgaben – auf der Ebene der *Darstellung* von äußerlich unverfestigten Texten praktikable Lösungsansätze längst abgezeichnet haben, verweist die Ebene ihrer *Lesbarkeit* und *Interpretabilität* auf ein noch weitgehend unerschlossenes Feld mit ebenso weitgehend unverfestigten Ansätzen zur Theoriebildung.

Damit ist nicht gesagt, daß das eine (die *Darstellung*) ohne das andere (das Lesen und Interpretieren) denkbar wäre. Es soll bloß darauf hingewiesen sein, daß die Schwierigkeiten und Wagnisse des Lesens und Interpretierens *nach* dem Entschluß zu einer realisierbaren *Darstellung* (ihrerseits Station einer interpretierenden, medialen Übersetzung) mitnichten dazu bestimmt sind, aufzuhören. Denn im besten Fall eröffnet die *Darstellung* gerade Lesemöglichkeiten, die in ihrer Vielfalt auch über diejenigen Impulse hinausgehen, die einst die Überlegungen zu einer bestimmten *Darstellung* motiviert haben. War der ebenso philologische wie philosophische Impuls im Blick auf Nietzsches Nachlaß lange Zeit – und freilich zu Recht – vom Bestreben getragen, die Unhaltbarkeit von der These einer Rekonstruierbarkeit von Nietzsches einst geplantem und dann aufgegebenem Werk „Der Wille zur Macht“ an der Disparität der nachgelassenen Notizen deutlich werden zu lassen, hat umgekehrt die Aufmerksamkeit für diese Notizen ganz andere Zugangsweisen und Fragestellungen zum Nachlaß ermöglicht als jene, die ihren Akzent weiterhin – ob *ex negativo* oder nicht – auf die Frage nach seiner systematischen Stellung im Gedankengebäude Nietzsches gelegt haben.

In dieser Ausgabe kommt nun das Augenmerk, dem Status der zugänglich gemachten Materialien entsprechend, nicht auf ein mutmaßlich Fertiges, sondern eher auf die Verfertigung¹⁶ dessen zu liegen, was – wo es nicht belassen wird – zumeist nur *beginnt*, in immer wieder neuen Ansätzen Gestalt erst zu gewinnen. Was aber heißt dies fürs *Lesen* dieser Ausgabe? Während das Geschriebene in den bisherigen Überlieferungsweisen allein schon vom Druckbild her suggestiv den Anschein eines Verfügbaren gegeben hat, stößt nun der Blick des Lesers auch beim Gedruckten auf Widerstand. Er wird aufgehalten und daran gehindert, das Geschriebene in seiner Materialität ohne weiteres zugunsten eines mutmaßlich hinter (oder vor?) ihm Liegenden oder Gemeinten zu überspringen. Diese Hinderung, die im Wesentlichen der Sperrigkeit der zugrunde gelegten Notizhefte entspricht (und dankenswerterweise nicht einem umständlichen Siglen- und Verweissystem entspringt), verlangt dem Leser andere Lese-strategien ab, eröffnet ihm aber auch andere Interpretationsmöglichkeiten als jene, die Drucktexte in linearem Satz nahelegen. Nicht nur diejenigen, die sich auf die nun in elektronischer Form bereitgestellten Faksimiles einlassen wollen, also diejenigen, die zuvor darauf verwiesen waren, sich im Archiv mit den Manuskripten direkt zu beschäftigen, sondern auch diejenigen, die sich zunächst nur mit den differenzierten Transkriptionen im Druck beschäftigen wollen, werden in ihrem Umgang mit der Edition nun zu einer Aktivität angehalten, die in gewisser Weise mit der dem Geschriebenen zugrundeliegenden und nun augenfällig gemachten Aktivität des Schreibens korrespondiert. Wer mit dem Material etwas anfangen will, muß bereit sein, mit dessen Widerständen einen Umgang zu finden. So sind etwa Zitate im herkömmlichen Sinne nur noch dann möglich, wenn sich der Leser zuvor entschlossen hat, sich an einer eigenen Lesart des jeweils Vorliegenden zu versuchen.

Eine Möglichkeit, mit diesen Widerständen umzugehen, besteht nun gewiß darin, sie in dem Maße produktiv auszulegen, wie sie für Nietzsche – als ersten Leser dessen, was er selbst geschrieben (oder, in anderen Zusammenhängen, diktiert) hat – schon produktiv gewesen sind. Es ist gerade die zuweilen gesteigerte Mittelbarkeit des Geschriebenen als Moment der Widerständigkeit, die es im Blick auf diese Ausgabe erlaubt, der Prozessualität des Geschriebenen – wenn auch nicht dem unwiderruflich vergangenen Prozeß *selbst* – lesend ein eigenes Interesse entgegenzubringen. Die Herausgeber weisen in ihrer editori-

16 Vgl. hierzu allgemein Almuth Grésillon, *Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben*, in: Wolfgang Raible (Hrsg.), *Kulturelle Perspektiven auf Schrift und Schreibprozesse: elf Aufsätze zum Thema Mündlichkeit und Schriftlichkeit* (Tübingen 1995), 1–36.

schen Vorbemerkung eigens darauf hin, daß Nietzsche „sein Schreiben offenbar als einen immer wieder neu nicht abschließbaren Prozeß empfand.“¹⁷ Diese Prozessualität kommt nun, wie die zuvor erwähnte Notiz mit dem „~~mißrathenen Satz~~“ schon gezeigt hat, in diesen Heften nicht nur *materialiter*, sondern auch *thematisch* zum Ausdruck. So etwa auf einer Seite im Notizheft N VII I, die einigen Aufschluß über Nietzsches Schreibverfahren gibt (siehe Abbildung 1 und 2). Diese Seite erlaubt es, eine erste Lektüre der in ihr eingezeichneten Spuren mit einigen weiteren Überlegungen zur Edition und zum Schreiben Nietzsches zu verbinden, der in einer frühen Notiz von sich wohl zutreffend gesagt hat: „ich liebe es schreibend zu denken.“¹⁸

Die Seite befindet sich zu Beginn des letzten Drittels des Heftes N VII I, das Notizen aus dem Sommer 1885 enthält. Die darin enthaltenen Aufzeichnungen wurden im Rahmen der bisherigen Veröffentlichungen der *KGW* zu einem Großteil, wenn auch in begradigter Form, schon herausgegeben. Veröffentlicht wurde auch der untere Teil der hier abgebildeten Seite, der obere hingegen nicht. Das im oberen Teil der Seite provisorisch Notierte konnte offensichtlich als Vorstufe zu einer späteren, umfänglicheren (in der bisherigen Sammlung der Nachlaßnotizen auch wiedergegebenen) Version interpretiert werden und hätte deshalb erst im damals geplanten Apparataband Aufnahme gefunden.¹⁹

Im Blick auf die Frage nach dem Prozeß des Schreibens ist nun aber gerade das Provisorische von Interesse. Denn an ihm lassen sich am sensibelsten die Schwankungen aufzeigen, die bei Nietzsche das Schreiben – und somit auch die Ergebnisse des Schreibens – in vielfältiger Weise bestimmt haben. Es gehört zu den unschätzbaren Vorteilen dieser Ausgabe gegenüber ihren Vorgängern, daß sie diese Schwankungen transparent macht. Damit gewährt sie erstmals Zugangsweisen zum Nachlaß, die nicht suggestiv zum Pflücken bloß von Sentenzen, zum Absichern bloß von biographischen oder bibliographischen Daten oder zu einer meist inhaltlich inspirierten Diskussion um seine Gewichtung (in

17 *KGW* IX/1, XVI.

18 Der ganze Satz, geschrieben im Jahr 1862, lautet: „In meiner Stube ist es todtentstill – meine Feder kratzt nur auf dem Papier – denn ich liebe es schreibend zu denken, da die Maschine noch nicht erfunden ist unsre Gedanken auf irgend einem Stoffe, unausgesprochen, ungeschrieben, abzuprägen.“ (*KGW* I/2, 447).

19 Aus dieser späteren Version (vgl. hierzu das Zitat weiter unten nach der Entzifferung und Konstitution von Montinari), die in der nächsten Lieferung noch einmal in der neuen Transkription erscheinen wird, gingen wiederum, wie gleich zu zeigen sein wird, Teile in den 289. Abschnitt von *Jenseits von Gut und Böse* ein.

den rücksichtslosesten Fällen zwecks Aufhebung im vermeintlichen System) einladen, sondern zur Reflexion auf seine gestischen, materialen und prozessualen Bedingungen. Auf der besagten Seite schreibt Nietzsche nun also (das folgende Zitat ist *eine* von vielen *möglichen* Lesarten²⁰):

Wer so viel mit sich allein war, wie ich, u Tagsüber u Jahraus Jahrein sich allerhand Gedanken, Bedenken u. Bedenkliches [...] durch den Kopf laufen läßt, das er nicht immer mittheilen würde, selbst wenn er Geister seiner Art u ausgelassene tapfere Kameraden um sich hätte! ein Solcher giebt zuletzt jedem Begriff u jedem Wort einen eigenen engeren Geruch; der nicht mehr mit theilbar ist – er schreibt endlich, u wenn er es auch nicht wollte, allein für sich. und seine Philosophie, wenn sie selbst mit einer Löwenklaue geschrieben wäre, würde doch zuletzt wie eine Philosophie der „Gänsefüßchen“ aussehen²¹

Nietzsche nimmt mit diesen Sätzen Bezug auf seine Schreibsituation, die im wesentlichen durch die in den Notizen immer wieder thematisierte Einsamkeit gekennzeichnet ist. In ihr bildet sich schreibend ein Selbstverhältnis heraus, wobei es anzumerken gilt, daß das Selbst dieses Verhältnisses zunehmend ins Wanken gerät: Das Blatt Papier wird zum Schauplatz einer personalen Vervielfältigung, nicht zum Medium suggerierter Selbstpräsenz oder -evidenz. Denn Reibung gewinnt das „ich“ – schreibend – nicht an einem *mich* oder *mir*, sondern an einem distanzierten, mit der notwendigen Verdinglichung im Schreiben korrespondierenden „er“; und Profil gewinnt es zudem an jenen Geistern und Kameraden, die als Kontrastfiguren im Modus des Potentiellen aufgeboten werden.²² Auch wenn deren Nützlichkeit in Abrede gestellt wird, so zeigen sie doch

20 Das Zitat verdeutlicht, welche Aspekte im Zuge einer Textkonstituierung verloren gehen: Neben den Besonderheiten im Schriftzug, die weitgehend schon in der Transkription der Ausgabe verlorengegangen sind, gehen nun zusätzlich die topographischen Besonderheiten in der Anordnung der Wörter und Sätze verloren. Auch die Streichungen auf verschiedenen Ebenen sind in einer Wiedergabe wie der hier vorgeschlagenen nicht mehr ersichtlich. Wie viele andere Notizen stellt daher auch diese Notiz vor die Frage, ob eine Textkonstitution überhaupt möglich oder auch nur – abhängig vom Interesse – sinnvoll ist. Die Ausparung („[...]“⁴) etwa deutet an, daß das hier eklipsierte Wort „Dinge“, würde es genannt, mit dem später geschriebenen (und auch dann nicht unbedenklichen, weil nur auf das Wort „Bedenkliches“ zutreffenden) Relativpronomen „das“ schlechterdings nicht zusammenginge, um nur ein Beispiel für die hier auftretenden Schwierigkeiten zu nennen, die allein schon eine versuchsweise

einfachere Transkription des bereits differenziert Transkribierten mit sich bringt.

21 *KGW IX/1*, 82.

22 Möglich, daß die Kameraden auf Franz Overbeck und Jacob Burckhardt anspielen. Nietzsche schreibt im Brief vom 2. Juli 1885, der einige Wendungen aus der eben zitierten Notiz (bzw. aus deren späterer Überarbeitung) enthält: „meine Philosophie, wenn ich das Recht habe, das, was mich bis in die Wurzeln meines Wesens hinein malträtiert, so zu nennen, ist nicht mehr mittheilbar, zum Mindesten nicht durch Druck. Mitunter sehne ich mich darnach, mit Dir und Jacob Burckhardt eine heimliche Conferenz zu haben, mehr um zu fragen, wie Ihr um diese Noth herumkommt als um Euch Neuigkeiten zu erzählen.“ (Friedrich Nietzsche, *Briefwechsel*. Kritische Gesamtausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Dritte Abteilung (unter Mitarbeit von Helga Anania-Hess) (Berlin, New York 1982), Bd. III 62).

an, daß auch das Schreiben „allein für sich“ von Figuren heimgesucht werden kann, die – weil sie sich niederschreiben lassen – einen virtuellen Dialog selbst dann in Aussicht zu stellen vermögen, wenn er für unmöglich gehalten wird. Hier ist es so, daß das Schreiben in dem Maße thematisch wird, wie dieser Dialog nicht zustande kommt, wie die eingestandene Unwilligkeit, etwas mitzuteilen, exponiert wird. Schreiben wird in dem Maße thematisch, wie sich in ihm etwas *nicht* mitteilen läßt. Wer sich an demjenigen, was geschrieben steht, „reibt“ – wie die überschriebene Streichung nahelegt²³ –, dem lenkt sich die Aufmerksamkeit auf die Materialität des Geschriebenen.

Und eben dies geschieht, wenn Nietzsche von der „Löwenklaue“ schreibt, die er zum Schluß des unfertigen Satzes ins Spiel bringt, wobei sich an der Rede von ihr gleich wieder ein anderer Widerstand, eine andere Reibung bemerkbar macht, wird doch die Löwenklaue zum Anlaß für die Überlegung genommen, von der Gestalt des Geschriebenen nicht auf das Aussehen der darin allenfalls ausgedrückten Philosophie „zuletzt“ zu schließen. Dieses „zuletzt“ wiederum deutet darauf hin, daß das Geschriebene, selbst wenn es zunächst noch so aussehen mag, als ob es mit einer Löwenklaue geschrieben wäre (also in etwa so wie die vorliegende Seite), später doch Aussicht darauf haben wird, wie eine Philosophie der „Gänsefüßchen“ auszusehen.

Tatsächlich nimmt Nietzsche – später – diese Notiz wieder auf. Er zitiert sie, verfeinert sie (beide Vorgänge können in der Rede von den Gänsefüßchen mitgelesen werden), und er verändert sie dabei wiederum so, daß aus der erneuten Reibung mit dem Geschriebenen sich abermals neue Figuren in den Gedankengang – und aufs Papier – einschreiben.²⁴ In der Wiederaufnahme dieser Zeilen in einem späteren Notizheft, das Nietzsche dann diktiert und überarbeitet, heißt es:²⁵

Wer Tags, Nachts und Jahrein Jahraus mit seiner Seele im vertraulichsten Zwiste und Zwiegespräche zusammengesessen hat, wer in seiner Höhle – es kann ein Labyrinth oder auch ein Goldschacht sein – zum Höhlenbär oder Schatzgräber wurde, wer wie ich sich

23 Im Manuskript steht tatsächlich „schreibt [...] allein für sich“ (KGW IX/1, 82), wodurch Schreiben und Reiben in ihrer beider Widerständigkeit durchaus auch eine autoerotisch lesbare Nähe zueinander gewinnen.

24 Die Metapher des Einschreibens – deren Metaphorizität tatsächlich noch zu befragen wäre – findet sich auch in den Notizheften, etwa, wenn Nietzsche im Umkreis seiner Überlegungen zum Zeichen vom Menschen als dem „Mittel“ (!) spricht, „sich ungeheure Mengen von Thatsachen wie mit Zeichen zu bemächtigen u. seinem Gedächtnisse einzuschreiben.“ (KGW IX/1, 107).

25 Die Lieferung der nächsten Bände wird zeigen, wie diese Notizen im einzelnen aussehen. Montinari hat aus diesen Notizen Konstitutionen (wie die hier abgedruckte) angefertigt, deren disparate materiale Grundlage ihnen in dieser Form allerdings nicht mehr anzusehen ist. Nietzsche, der auch diese Notiz im Sommer 1885 zu Papier bringt bzw. bringen läßt, verbringt die Zeit größtenteils in Sils. Dorthin lädt er Louise Röder-Wiederhold aus dem Bekanntenkreis von Heinrich Köselitz ein, der er zwei bis drei Stunden pro Tag aus den bereits geschriebenen Notizen – unter anderem aus jenen, die nun eben in differenzierter Tran-

allerhand Gedanken, Bedenken und Bedenkliches durch den Kopf über das Herz laufen ließ und läßt, das er nicht immer mittheilen würde, selbst wenn er Geister seiner Art und ausgelassene tapfere Kameraden um sich hätte: dessen Begriffe selber erhalten zuletzt eine eigene Zwielficht-Farbe, einen Geruch ebenso sehr der Tiefe als des Moders, etwas Unmittheilsames und Widerwilliges, welches jeden Neugierigen kalt anbläst: — und eine Einsiedler-Philosophie, wenn sie selbst mit einer Löwenklaue geschrieben wäre, würde doch immer wie eine Philosophie der „Gänsefüßchen“ aussehen.²⁶

Und schließlich in *Jenseits von Gut und Böse*, wo diese Sätze erneut aufgegriffen werden:

Wer Jahraus, Jahrein und Tags und Nachts allein mit seiner Seele im vertraulichen Zwiste und Zwiegespräche zusammengesessen hat, wer in seiner Höhle — sie kann ein Labyrinth, aber auch ein Goldschacht sein — zum Höhlenbär oder Schatzgräber oder Schatzwächter und Drachen wurde: dessen Begriffe selber erhalten zuletzt eine eigne Zwielficht-Farbe, einen Geruch ebenso sehr der Tiefe als des Moders, etwas Unmittheilsames und Widerwilliges, das jeden Vorübergehenden kalt anbläst. Der Einsiedler glaubt nicht daran, dass jemals ein Philosoph — gesetzt, dass ein Philosoph immer vorerst ein Einsiedler war — seine eigentlichen und letzten Meinungen in Büchern ausgedrückt habe: schreibt man nicht gerade Bücher, um zu verbergen, was man bei sich birgt? — ja er wird zweifeln, ob ein Philosoph „letzte und eigentliche“ Meinungen überhaupt haben könne, ob bei ihm nicht hinter jeder Höhle noch eine tiefere Höhle liege, liegen müsse — eine umfänglichere fremdere reichere Welt über einer Oberfläche, ein Abgrund hinter jedem Grunde, unter jeder „Begründung“. Jede Philosophie ist eine Vordergrund-Philosophie — das ist ein Einsiedler-Urtheil: „es ist etwas Willkürliches daran, dass er hier stehen blieb, zurückblickte, sich umblickte, dass er hier nicht mehr tiefer grub und den Spaten weglegte, — es ist auch etwas Misstrauisches daran.“ Jede Philosophie verbirgt auch eine Philosophie; jede Meinung ist auch ein Versteck, jedes Wort auch eine Maske.²⁷

Der Vorgang des Abschreibens und Umschreibens wird nun, im Blick auf diese beiden Fortsetzungen, lesbar als Akt der Maskierung. Auffälligstes Kennzeichen dieser Maskierung ist das Verschwinden des Personalpronomens *ich*. Während

skription vorliegen, darunter mit Sicherheit die zuvor zitierte und in Transkription und Faksimile abgebildete – diktirte (zum Teil von den Vorlagen abweichend), um sie dann wieder zu überarbeiten. Die folgende Notiz ist also eine Überarbeitung der zuvor zitierten, die nun sowohl den Prozeß des Diktats wie der Überarbeitung hinter sich hat. Zu den genaueren Umständen des Diktats vgl. Curt Paul Janz, *Friedrich Nietzsche*. Biographie in drei Bänden (München, Wien 1978), Bd. 2, 392f. Über die Umstände des Schreibens in diesem Sommer geben auch die nun vorliegenden Notizhefte weitere Auskunft. Neben dem mehrfach erwähnten „Augenleiden“ (z. B. *KGW IX/1*, 77) dürften insbesondere die unterschiedlichen und viel-

fältigen Notizen zur Schreibsituation im allgemeinen von Interesse sein, die zuweilen auf einer Seite versammelt sind. So z. B. Monatsdaten zur Luftfeuchtigkeit von Sils, Einkaufslisten („Rhabarber, Chloral, Thee, Frühgebäck, Morgenschuh, Tinte, Schreibbücher“ – hier und im folgenden im Original ohne Komma und untereinander) und andere Anmerkungen („Geld anlegen, Mutter kommen lassen [...] Röder-Wiederhold“) (*KGW IX/2*, 2).

26 *KGW VII/3*, 305f. (*Nachgelassene Fragmente. Herbst 1884 bis Herbst 1885*). Vgl. hierzu auch den Nachbericht in *KGW VII/4*, 2, 429.

27 *KGW VI/2*, 244 [Nr. 289].

es im ersten Entwurf noch Angelpunkt der Überlegungen war, kommt es in der Druckfassung (in der vorläufig letzten Meinungskundgabe, denn ob ein Philosoph je „seine letzten und eigentlichen Meinungen in Büchern ausgedrückt habe“, wird ja explizit bezweifelt) nicht mehr vor. Im Zuge des Umschreibens hat sich das Ich maskiert und vervielfältigt. Es wurde „Einsiedler“ und „Philosoph“, „Höhlenbär“, „Schatzgräber“, „Schatzwächter und Drachen“. Daß jede Philosophie auch eine Philosophie verberge, läßt sich also auch auf den Schreibprozeß beziehen, in dem diese Verbergung *geschiebt*. Daß diese Bewegung in textgenetischer Hinsicht aber nicht eine Bewegung zu einem ungeteilten Ursprung anzeigt, den man bergen könnte, um von daher den Rest zu erklären, wird nun allerdings schon vom ersten Entwurf her nahegelegt, dessen Autor ja schreibend zwischen „ich“ und „er“ schon geteilt ist und darüber hinaus von nichts anderem als dem Unmittelbaren handelt, an dessen Rändern sich die Masken abzeichnen, die sich dann in der Folge, im Prozeß des Schreibens, wandeln.

Die Herausbildung eines Selbstverhältnisses, einer Selbstverständigung im Akt des Schreibens ist – *materialiter* – in der Weise gehemmt und verzögert, daß dieses Selbst mit sich nicht zur Deckung kommen kann. Die dabei herauspringenden Verschiebungen ziehen sich durch etliche Notizen hindurch. Die Wandlungen des immer wieder neu und nie abschließend Festgestellten zeigen sich am augenfälligsten in den verschiedenen Ankündigungen und Inhaltsangaben zum geplanten und schließlich aufgegebenen Werk „Der Wille zur Macht“²⁸ oder zu anderen geplanten und nie realisierten Werken. Eine dieser Ankündigungen steht gerade unter der besprochenen Notiz. Der Titel lautet „Der Spiegel.“ und der Untertitel „Eine Gelegenheit zur Selbstbespiegelung für Europäer“. Sie zeigt über das Motiv des Spiegels an, wie eng sie mit den zuvor am Prozeß des Schreibens verdeutlichten Selbstverständigungsversuchen zusammenhängt: Wer in diesem unsteten Spiegel – noch nicht einmal zum Satzspiegel verfestigt – liest, wird nicht sich selbst erkennen. Sondern er wird auf dasjenige gelenkt, was in schriftbildlicher Form (in der Handschrift tatsächlich wellenförmig gerahmt) vorliegt und einem ungebrochenen Selbstverhältnis gerade Widerstand – damit aber auch Möglichkeit zur Veränderung – bietet.²⁹

28 Präfigurationen zu dieser Aufgabe können bereits in der Rede von einer „Vielheit von Willen zur Macht“ (*KGW IX/2*, 146) ausgemacht werden, die wohl eher dazu bestimmt ist, in der Dynamik des in vielfältigen Formen vorgeführten Schreibens als in der Systematik eines Hauptwerks eine Entsprechung zu finden. Zu dieser Vielheit in gleichwohl auch systematischer Hinsicht vgl. Wolfgang Müller-Lauter: *Nietzsches Lehre vom Willen zur Macht*, in: Nietzsche-Studien (1974), Bd. 3, 1-60.

29 Das mit dem Prozeß des Schreibens korrespondie-

rende Motiv der Veränderung durchzieht eine Reihe von Notizen. Es wird auch auf das Feld des Politischen bezogen und gewinnt dort sogar an einer (allerdings wieder gestrichenen) Stelle (über hundert Jahre vor der Einführung des Euro) geradezu prophetischen Charakter: „Sodann sind alle Verhältnisse des Verkehrs so im Wachsen, daß die kleinen europäischen Staaten in kurzer Zeit unhaltbar sind: die Macht des Geldes, ganz allein schon, zwingt Europa irgendwann sich zu Einer Macht zusammen zu ballen.“ (*KGW IX/1*, 40) Ob

Sollte es mit dieser Ausgabe gelingen, auch andere Widerstände (namentlich solche gegenüber philologischen Bemühungen im Umkreis philosophischer Entwürfe) in Möglichkeiten zur Veränderung (etwa im Umgang mit den Spuren, von denen ein jedes Denken gezeichnet ist) umkippen zu lassen, dann wäre dies zu den erfreulichsten Effekten der Ausgabe zu zählen.



Es gehört zu den unverzichtbaren Vorteilen der neuen Edition im Hinblick auf eine zukünftige Beschäftigung mit Nietzsches spätem Nachlaß, daß ihre text-theoretischen Grundlagen und darstellungstechnischen Lösungen die Frage, wie Nietzsche angesichts seiner nun auch bezüglich ihrer technischen Vorkehrungen beobachtbaren, spezifischen Schreibpraxis zu lesen sei, neu und im Blick auf das tatsächlich Geschriebene angemessener zu stellen erlauben. Die Forderung einer vollständigen Dokumentation des handschriftlichen Nachlasses der späten Jahre ist in der Bereitstellung der differenzierten Transkription anschaulich erfüllt.³⁰ Da aber die für das Studium des handschriftlichen Eigencharakters überaus wichtigen Faksimiles in elektronischer Form bloß beigegeben sind, kommt der Akzent der Ausgabe auf die der Logik des Drucksatzes gehorchenden Umschriften zu liegen. Hier bleibt zu hoffen, daß das von den Herausgebern exponierte Problembewußtsein hinsichtlich der Frage nach den Grenzen des Mimetischen und dem Beginn einer Übersetzung auch bei den Lesern Beachtung findet und dazu Anlaß gibt, die Transkriptionen nicht als Ersetzungen der Faksimiles anzusehen.

Der Ausgabe ist eine CD-ROM beigegeben, die nebst den Faksimiles der Handschriften auch die für Apparatbände üblichen Hilfestellungen wie Stellenkommentar, Konkordanz früherer Druckorte, Namenindex und ausführliche Manuskriptbeschreibungen enthält. Gerade hier wäre es aber wünschenswert gewesen, die Möglichkeiten der elektronischen Aufbereitung von Handschriften besser auszuschöpfen. Vor allem eine Wortsuchfunktion wäre von großem Nutzen gewesen. Dem Medium angemessen ist jedoch der Umstand, daß die

dergleichen aus der wellenförmig umgrenzten „Selbstbespiegelung“ des Europäers Nietzsche (der sich gerade in den vorliegenden Notizen auch zu den „Philosophen der Zukunft“ zählt, vgl. *KGW IX/1*, 18) hervorgegangene Diagnosen insgesamt stichhaltig sind, ist zumindest in bezug auf die Frage nach seinem Schreiben weniger wichtig als die Einsicht, daß er – in diesem Fall – diese Diagnosen „zuletzt“ nicht festgeschrieben hat, blieb es ihm doch selbst (und gerade) in seinen

gedruckten Büchern zweifelhaft, „ob ein Philosoph ‚letzte und eigentliche‘ Meinungen überhaupt haben könne [...]“ (*KGW VI/2*, 244 [Nr. 289]).

- 30 Aus der Perspektive der jetzt erschienenen Bände stellt sich allerdings auch die Forderung nach einer angemessenen Dokumentation von Nietzsches *gesamtem* handschriftlichem Nachlaß auf eine neue Weise.

Kommentare transitorischen Charakter haben und mit den nächsten Lieferungen aktualisiert werden. Damit fügt sich die Abteilung IX der *KGW*, die ihrerseits als Kommentar zu den Abteilungen VII/VIII konzipiert wurde, in jene Logik des unendlichen Kommentars, der in der Artikulation von Lesarten stets weitergeschrieben werden muß. Dieses Weiterschreiben ist auch von denjenigen Lesern gefordert, die diese Ausgabe zitieren möchten: So ist es jetzt wohl unmöglich, eine Notiz Nietzsches mit allen Überschreibungen, Streichungen und topographischen Eigenschaften originalgetreu – oder *authentisch* – zu zitieren. Unbrauchbar im Hinblick auf die Zitierpraxis wissenschaftlicher Texte ist die Ausgabe deswegen keineswegs: Jede Art, Nietzsche nach der neuen Ausgabe zu zitieren, wird ein spezifisches Erkenntnisinteresse und eine je eigene Lesart zu erkennen geben, sei es in der Übernahme von Streichungen und Ersetzungen, sei es im nun ermöglichten Versuch einer Rekonstruktion der Textgenese nach Textstufen, sei es in der Konstitution eines möglichen Textes. In jedem Fall aber wird die Ausgabe die Mittel an die Hand geben, diese Lesarten kritisch zu überprüfen und die von Nietzsche diagnostizierte Erkenntnis als *Fälschung des Vielartigen zum Gleichen* auf das Vielartige hin zu öffnen.

Wer so viel mit sich allein war, wie ich, u
 u Jahraus Jahrein allerhand Gedanken, Bedenken u Bedenkliches,
 Tagsüber sich ~~fast lauter~~ Dinge durch den Kopf laufen
 läßt, ~~das~~ ^{immer} er nicht mittheilen würde, selbst wenn
 Geister seiner Art u ~~zwar~~ ausgelassene Kameraden
 er Gesellschaft und ~~feine~~ tapfere Gesellen um sich
 hätte! ein Solcher giebt zuletzt jedem Begriff u
 jedem Worte einen eigenen engeren Geruch; und
 theilbar ist – ~~er~~ ^{der unum} schreibt endlich, u wenn er es auch nicht wollte, allein, ^{nicht mehr mit}
 seine Philosophie, wenn sie selbst mit einer ^{für sich.}
 Löwenklaue geschrieben wäre, würde doch zuletzt
^{wie} eine Philosophie der „Gänsefüßchen“ ^{sein} ~~um~~ ^{aussehen} der deut-
 schen Einfalt zu Liebe einem ^{deutsches} ~~Wortspiel~~ auszuspielen

Der Spiegel.

Eine Gelegenheit zur Selbstbespiegelung

für Europäer.

Von

Friedrich Nietzsche.

Abbildung 2